

Sektion: Sprachphilosophie

„Wissen“ als indexikalischer Ausdruck?

Anna M. Kollenberg

(2011)

Zusammenfassung: Keith DeRose deutet die (scheinbare) Kontextsensitivität von „wissen“ als Indexikalität im Sinne David Kaplans. Ich konfrontiere seine Auffassung mit einem Dilemma: Nimmt man die Indexikalitätsthese wörtlich, führt DeRoses Analyse in der Anwendung des Wissensprädikats zu kontraintuitiven Ergebnissen; verbessert man die Analyse, erweist sich „wissen“ nicht als indexikalischer, sondern als semantisch mehrdeutiger Ausdruck.

I

Der 1992 von Keith DeRose veröffentlichte Aufsatz „Contextualism and Knowledge Attributions“ gilt als einer der bedeutendsten Züge in der Debatte über den epistemischen Kontextualismus. In diesem Aufsatz präsentiert DeRose eine sprachphilosophische Analyse von Sätzen der Form „S weiß, dass p“, der die These zugrunde liegt, „wissen“ sei ein indexikalischer Ausdruck.¹ Damit hofft DeRose, die (vermutete) Kontextsensitivität von „wissen“ erklären zu können. Seine Analyse orientiert sich an David Kaplan, dem zufolge indexikalische Ausdrücke über einen quer durch verschiedene Kontexte hindurch konstanten Charakter (*character*) und über einen variablen Gehalt (*content*) verfügen.² Beide Elemente lassen sich als Funktionen deuten:

Just as it was convenient to represent contents by functions from possible circumstances to extensions (Carnap's inten[s]ions), so it is convenient to represent characters by functions from possible contexts to contents. [...] This gives us the following picture:

Character: Contexts => Contents

Content: Circumstances => Extension³

DeRose überträgt dieses Schema auf den Ausdruck „wissen“, indem er erstens den Charakter einer Wissenszuschreibung anhand einer allgemeinen Wissensdefinition spezifiziert: „the ,cha-

¹ Diese Form des epistemischen Kontextualismus wird auch Zuschreiberkontextualismus oder konversationaler Kontextualismus genannt. Neuerdings wird die These als Indexikalitätskontextualismus bezeichnet. Vgl. Kompa (2002), MacFarlane (2009).

² Siehe Kaplan (1989: 501 f.). Weil der Charakter eines indexikalischen Ausdrucks gemeinhin als dessen linguistische Bedeutung betrachtet wird, sind Gehalt und linguistische Bedeutung auseinanderzuhalten.

³ Kaplan (1989: 505 f.).

racter' of ‚S knows that p' is, roughly, that S has a true belief that p and is in a *good enough* position with respect to p.“⁴ Darüber hinaus unterscheidet er, zweitens, zwischen den Zuschreiberfaktoren (bezogen auf das obige Schema heißt das: *contexts*) und den Subjektfaktoren (*circumstances*). Erstere bestimmen, was aus der Sicht des Zuschreibers als ausreichend gute epistemische Position (*good enough position*) zu gelten hat. Ob der mutmaßlich Wissende S tatsächlich in einer ausreichend guten Position ist, um p zu wissen, wird hingegen durch die Subjektfaktoren determiniert, also durch die Umstände, in denen sich S befindet. Zusammen mit dem Charakter von „wissen“ erzeugen die Zuschreiberfaktoren eine Wahrheitsbedingung, während die Subjektfaktoren festlegen, ob diese tatsächlich erfüllt ist.

II

Nun stellt sich die Frage, wie die Wahrheitsbedingung einer konkreten Zuschreibung formuliert werden kann. DeRoses Vorschlag lässt sich aufgrund einiger Unklarheiten auf zwei Arten deuten. Der ersten Lesart zufolge benötigt der Charakter effektiv nur den Input der Zuschreiberfaktoren, um den Gehalt zu generieren.⁵ Sie orientiert sich also strikt an der Idee, das Wissensprädikat als indexikalischen Ausdruck im Sinne Kaplans zu analysieren. Im Folgenden soll diese Idee umgesetzt und auf ein Beispiel angewandt werden.

Betrachten wir das bekannte Scheunen-Beispiel von Alvin Goldman.⁶ Henry fährt mit seinem kleinen Sohn durch eine ländliche Gegend. Um seinem Kind einige neue Wörter beizubringen, zeigt Henry aus dem fahrenden Auto auf verschiedene Objekte in der Umgebung. „Dies ist eine Kuh“, sagt er, „Dies ist ein Traktor“ oder „Dies ist eine Scheune“. Henry hat keinen Zweifel daran, dass er die Objekte richtig erkennt und richtig bezeichnet. Die Lichtverhältnisse sind gut; zwischen ihm und allen jenen Objekten stehen keine Hindernisse; er hat keine Sehschwäche und weil er nicht sonderlich schnell fährt, hat er ausreichend Zeit, die Objekte zu betrachten. Nun fährt Henry an einer Scheune vorbei und sagt zu seinem kleinen Sohn: „Dies ist eine Scheune“. Die Frage, die sich den Erkenntnistheoretikern stellt, ist, ob Henry nicht bloß wahrerweise glaubt, sondern vielmehr auch weiß, dass dies eine Scheune ist.

⁴ DeRose (1992: 922); seine Hervorhebung.

⁵ Dies folgt unmittelbar aus der Gleichsetzung und Unterscheidung der Zuschreiberfaktoren mit dem Kontext und der Subjektfaktoren mit dem Evaluationskontext bzw. den Umständen. Vgl. DeRose (1992: 918 f.).

⁶ Siehe Goldmann (1976: 772 f.).

Nehmen wir an, der *Zuschreiber*, der über Henrys Situation nachdenkt, befinde sich in einem alltäglichen Kontext und sage: „Henry weiß, dass dies eine Scheune ist“. Damit steht zwar fest, dass aus der Sicht des *Zuschreibers* Henrys epistemische Position bloß alltägliche Anforderungen erfüllen muss, doch liefert dies noch keine Antwort auf die Frage, unter welchen Umständen die Wissenszuschreibung wahr ist. Zusammen mit dem Charakter von „wissen“ würden die *Zuschreiberfaktoren* nämlich nur den folgenden Gehalt liefern: *Henry hat die wahre Überzeugung, dass dies eine Scheune ist, und seine epistemische Position erfüllt alltägliche Standards.* Anhand eines solchen Gehaltes lässt sich allerdings nicht ausmachen, ob die Zuschreibung wahr oder falsch ist, weil unausgesprochen bleibt, wann Henrys epistemische Position alltägliche Standards erfüllt und wann nicht. Dafür fehlen die Kriterien. Es ist deshalb notwendig, den Charakter präziser zu fassen.

Dies kann möglicherweise berichtigt werden, indem man die Konzeption einer ausreichend guten Position im Rahmen des Modells der relevanten Alternativen interpretiert und folgendes fordert: Die *Zuschreiberfaktoren* legen fest, welche Alternativen zu *p* das Subjekt jeweils ausschließen können muss, um *p* zu wissen. Wir nehmen mit anderen Worten an, die Spezifikation der epistemischen Position falle mit der Festlegung der relevanten Alternativen zusammen. In der Anwendung auf den Einzelfall setzt das allerdings voraus, dass der *Zuschreiber* relativ zu seinem eigenen Kontext von vornherein gewisse Alternativen als relevant erachtet.⁷ Dann ergäbe sich für alltägliche Standards zum Beispiel der folgende Gehalt: *Henry hat die wahre Überzeugung, dass dies eine Scheune ist, und er kann ausschließen, dass dies ein Wohnhaus, eine Kirche oder eine Fabrik ist.* Anhand eines solchen Gehaltes lässt sich nun mittels der *Subjektfaktoren* der Wahrheitswert der Zuschreibung eruieren.

Nehmen wir an, Henry befinde sich in einer gewöhnlichen Umgebung und die *Subjektfaktoren* seien die folgenden: *Henry sieht eine Scheune und kommt aufgrund dessen zur wahren Überzeugung, dass dies eine Scheune ist; in Henrys Umgebung gibt es ansonsten nur einige Wohnhäuser, Kirchen und Fabriken; außerdem ist Henry in der Lage, aus dem fahrenden Auto heraus Scheunen von Wohnhäusern, Kirchen und Fabriken verlässlich zu unterscheiden.* Die im Gehalt enthaltenen Bedingungen für das Vorliegen von Wissen sind hinsichtlich dieser *Subjektfaktoren* erfüllt; die Wissenszuschreibung ist also wahr.

⁷ Siehe DeRose (1992: 914 und 916).

Probleme entstehen für die erste Lesart jedoch dann, wenn die Subjektfaktoren ungewöhnlich ausfallen, etwa in einer potemkinschen Landschaft, in der zahlreiche Scheunenattrappen aufgestellt worden sind. Wenn Henry nun zufälligerweise auf die weit und breit einzige echte Scheune blickt und von diesem Objekt behauptet, es sei eine Scheune, bleibt jene Wissenszuschreibung wahr. Die Subjektfaktoren (Henrys Umgebung) haben der ersten Lesart zufolge nämlich keinen Einfluss auf den Gehalt der Zuschreibung⁸: Demnach muss der mutmaßlich Wissende die Scheune nicht von Scheunenattrappen unterscheiden können – letztere sind keine relevante Alternative –, da der Zuschreiber (in seinem alltäglichen Kontext) Scheunenattrappen einfach nicht für relevant hält. Deshalb führt die erste Lesart, gepaart mit dem potemkinschen Szenario, zu einem kontraintuitiven Ergebnis: Die Zuschreibung „Henry weiß, dass dies eine Scheune ist“ wird wahr, obwohl es reiner Zufall ist, dass er nicht auf eine Attrappe blickt.

Dies widerspricht deshalb unseren Intuitionen, weil eine derartige Veränderung der Subjektfaktoren Auswirkungen auf den Zuschreiber bzw. die relevanten Alternativen haben müsste. So verweist Goldman selbst auf folgenden Umstand:

What the presence of the facsimiles does is make this possibility *relevant*; or it makes us *consider* it as relevant.⁹

Die Relevanz von Alternativen bzw. die Güte der epistemischen Position des Subjektes bzw. der Gehalt der Zuschreibung sollte durch den Zuschreiber nicht alleine anhand seines eigenen Kontextes festgelegt werden. Die strikte Trennung von Zuschreiber- und Subjektfaktoren, wie sie von DeRose stellenweise angemahnt wird,¹⁰ lässt sich nicht aufrechterhalten. Vielmehr müssen auch die Subjektfaktoren Auswirkungen auf die Relevanz der Alternativen und damit auf den Gehalt der Zuschreibung haben. Dass DeRose diese Möglichkeit nicht völlig ausschließt, wird an folgender Stelle deutlich:

But there seems to be a fairly straightforward and important sense in which one *does* mean something different if the range of relevant alternatives has been changed by

⁸ Siehe DeRose (1992: 921).

⁹ Goldman (1976: 775). Seine Hervorhebung.

¹⁰ Vgl. DeRose (1992: S. 918 und 921 f.). Dort betont er die Unterschiede der genannten Faktoren und erklärt er ihre scheinbar unterschiedlichen Funktionen: „So attributor factors affect the truth value of knowledge attribution *in a different way* than do subject factors: [...]“ (S. 921); seine Hervorhebung.

attributor factors but does *not* mean something different if the range of relevant alternatives has been changed only by subject factors.¹¹

Da diese Textstelle darauf hinweist, dass auch die Subjektfaktoren den Gehalt bzw. die Menge der relevanten Alternativen beeinflussen und verändern können, muss meines Erachtens eine zweite Lesart in Betracht gezogen werden.

III

Der zweiten Lesart zufolge unterliegt die Wahrheitsbedingung (der Gehalt) sowohl dem variablen Einfluss der Zuschreiberfaktoren als auch dem variablen Einfluss der Subjektfaktoren. Im Modell der relevanten Alternativen lässt sich daraus das folgende Bild rekonstruieren: In einem ersten Schritt tragen die Zuschreiberfaktoren zu einer Präzisierung des (nunmehr variablen) Charakters von „wissen“ bei, indem der Zuschreiber festlegt, *wie viele* Alternativen das Subjekt ausschließen können muss, um über Wissen zu verfügen. In einem zweiten Schritt legt er dann anhand der Umgebung des Subjektes (der Subjektfaktoren) fest, um *welche* Alternativen es sich dabei genau handelt. Eine solche Trennung von qualitativen und quantitativen Determinanten drängt sich insofern auf, als DeRose behauptet, der Einfluss der Subjektfaktoren auf die Menge der relevanten Alternativen unterscheide sich von dem der Zuschreiberfaktoren.¹² Im obigen Zitat macht DeRose deutlich, dass die Faktoren verschiedene Auswirkungen auf die Bedeutung haben. So ändert sich die Bedeutung von „wissen“ nur bei quantitativen Veränderungen der Menge der relevanten Alternativen – also bei einer Beeinflussung durch die Zuschreiberfaktoren. Diesem Umstand soll mit meiner zweistufigen Zusammensetzung des Gehaltes Rechnung getragen werden.

Der allmähliche Übergang vom variablen Charakter (von einer gleichsam abstrakten Wahrheitsbedingung) über einen vom Zuschreiber fixierten Charakter (einer intermediären Wahrheitsbedingung) zum Gehalt (der konkreten, evaluierbaren Wahrheitsbedingung) lässt sich wie folgt verdeutlichen. Die abstrakte Wahrheitsbedingung lautet: Ein Satz der Form „S weiß, dass p“ ist genau dann wahr, wenn (i) S glaubt, dass p, (ii) p wahr ist und (iii) S die Alternativen x_1 bis x_n ausschließen kann. Im Zuschreiberkontext wird dann als erstes der Wert der Variable

¹¹ DeRose (1992: 920). Seine Hervorhebung.

¹² Vgl. DeRose (1992: 920 und 921) „But if the range of relevant alternatives is changed by subject factors, the meaning of ‘know’ is not in the same way changed.“ (S. 921).

„n“ bestimmt. Je nachdem, ob der Zuschreiber als Alltagsmensch oder als Skeptiker agiert, legt er für „n“ einen niedrigeren oder höheren Wert fest. Die intermediäre Wahrheitsbedingung lautet in einer alltäglichen Situation dann zum Beispiel: „S weiß, dass p“ ist genau dann wahr, wenn (i) S glaubt, dass p, (ii) p wahr ist und (iii) S die Alternativen x_1 bis x_3 ausschließen kann. Diese mittlere Stufe ist im Wesentlichen das, was Kaplan unter „Charakter“ versteht, da anhand des Kontextes (hier: der Subjektfaktoren) nun der Gehalt bestimmt werden kann. Die Subjektfaktoren legen fest, welches die Alternativen x_1 bis x_3 genau sind und liefern die folgende konkrete Wahrheitsbedingung: Ein Satz der Form „S weiß, dass p“ ist genau dann wahr, wenn (i) S glaubt, dass p, (ii) p wahr ist und (iii) S die Alternativen a, b und c ausschließen kann.¹³

Hinsichtlich des Scheunen-Beispiels liefert die zweite Lesart dann die intuitiv richtigen Wahrheitswerte. Nehmen wir an, der Zuschreiber befinde sich in einem alltäglichen Kontext, der jeweils nur drei Alternativen relevant werden lässt. Wenn Henry nun einmal durch eine gewöhnliche und einmal durch eine potemkinsche Landschaft fährt, wird die Zuschreibung „Henry weiß, dass dies eine Scheune ist“ im ersten Fall wahr, im zweiten hingegen falsch. Denn relativ zu den gewöhnlichen Subjektfaktoren sind die drei Alternativen *Dies ist ein Wohnhaus*, *Dies ist eine Kirche* und *Dies ist eine Fabrik* von Belang, während relativ zu den potemkinschen Subjektfaktoren die drei Alternativen *Dies ist eine Scheunenattrappe*, *Dies ist ein Wohnhaus* und *Dies ist eine Kirche* zu berücksichtigen sind. Weil Henry aus dem fahrenden Auto Scheunenattrappen nicht von Scheunen zu unterscheiden vermag und er die Attrappen-Alternative mithin nicht ausschließen kann, weiß er im zweiten Fall nicht, dass dies eine Scheune ist.

Im Vergleich zur ersten Lesart hat die zweite also den eminenten Vorteil, bei der Beantwortung der Frage, ob Henrys wahre Überzeugung (je nach Situation) Wissen ist oder nicht, zum intuitiv richtigen Ergebnis zu führen. Dieser Vorteil ist allerdings teuer erkauft. Die Abhängigkeit des Gehalts von den Zuschreiberfaktoren einerseits und den Subjektfaktoren andererseits untergräbt nämlich die ursprüngliche Annahme, „wissen“ sei ein gewöhnlicher indexikalischer Ausdruck. Schlimmer noch: Jene doppelte Abhängigkeit des Gehalts von zwei independenten Determinanten macht „wissen“ zu einem semantisch *mehrdeutigen* Ausdruck. Denn wie wir ge-

¹³ Was bei gegebenen Subjektfaktoren (sprich: bei einer gegebenen Ähnlichkeitsmetrik für mögliche Welten) relevant ist, entscheidet sich daran, welche Alternativen (sprich: welche möglichen Welten) der faktischen Situation (sprich: der wirklichen Welt, in der dies eine Scheune ist) jeweils am *ähnlichsten* sind (sprich: welche Welten im Möglichkeitsraum der wirklichen Welt jeweils am nächsten liegen). Die mögliche Welt, in der Henry auf eine Scheunenattrappe blickt, befindet sich in der unmittelbaren Nachbarschaft der *potemkinschen* Welt, liegt aber weit von der *gewöhnlichen* Welt entfernt.

sehen haben, ist nun nicht nur der Gehalt, sondern auch der Charakter (und damit die linguistische Bedeutung) von „wissen“ variabel.

Daraus folgt zunächst, dass der Ausdruck „wissen“ für verschiedene Zuschreiber unterschiedliche Bedeutungen haben kann. So kann der Fall eintreten, in dem zwei Zuschreiber angesichts *derselben* Subjektfaktoren die Frage, ob Henry in einer gewöhnlichen Landschaft weiß, dass dies eine Scheune ist, aufgrund divergierender Standards unterschiedlich beantworten. Was der eine Henry zuspricht, ist dann allerdings nicht dasselbe Wissen, welches der andere ihm abspricht. Dies verträgt sich nicht mit der Indexikalitätsthese und raubt dem Ausdruck „wissen“ zudem seine Nützlichkeit in wissenschaftlichen und philosophischen Debatten, weil sich nun grundsätzlich nicht mehr entscheiden lässt, welcher Zuschreiber tatsächlich Recht hat.

Anna M. Kollenberg

Universität Erfurt/The Graduate Center of CUNY

anna.kollenberg@uni-erfurt.de

Literatur

DeRose, K. (1992), „Contextualism and Knowledge Attributions“, *Philosophy and Phenomenological Research* 52, 913-929.

Goldman, A. (1976), „Discrimination and Perceptual Knowledge“, *The Journal of Philosophy* 72, 771-791.

Kaplan, D. (1989), „Demonstratives“, in J. Almog *et al.* (Hg.), *Themes from Kaplan*, Oxford: Oxford University Press, 481-563.

Kompa, N. (2002), „The context sensitivity of knowledge ascriptions“, *Grazer Philosophische Studien*, 64, 1-18.

MacFarlane, J. (2009), „Nonindexical Contextualism“, *Synthese*, 166, 231-250.